

**Oldenburger Universitätsreden**

**Nr. 22**

**Hartmut Böhme**

**Über das gegenwärtige  
Selbstbewußtsein  
der Geisteswissenschaften**



## VORWORT

Die Fachbereiche sind in ihren Fachgebieten für die Erfüllung des Auftrages der Universität und ihrer Aufgaben in Forschung, Lehre, Studium, Fort- und Weiterbildung verantwortlich.

Als bei der Gründung der Universität Oldenburg im Jahre 1974 die Zahl der einzurichtenden Fachbereiche auf fünf festgelegt wurde, war dies damals sicher in erster Linie eine pragmatische Entscheidung. Mit der Fortschreibung der für den Nordwesten geplanten Hochschulentwicklung, dem Zuwachs an Fächern wie der fachimmanenten Ausdifferenzierung wurden andere Fachbereichszuschnitte erforderlich. Aus den damals fünf sind heute elf Fachbereiche geworden. Vom Ausgang der gegenwärtigen Konsolidierungsphase der Universität Oldenburg wird es abhängen, ob sich diese Zahl noch einmal erhöhen wird.

Der neugegründete Fachbereich 11 Literatur- und Sprachwissenschaften hat sich mit einer Vorlesungsreihe der universitären und regionalen Öffentlichkeit vorgestellt. Der Vortrag des Hamburger Germanisten Hartmut Böhme hat diese Reihe eröffnet. Mit seinen kritischen Ausführungen zum gegenwärtigen Selbstverständnis der Geisteswissenschaften schaltet Böhme sich in eine Diskussion ein, die mehr ist als ein weiterer Legitimationsversuch der Geisteswissenschaften.

Ausgehend von der Feststellung, daß die Hauptgegenstände auch der kulturwissenschaftlichen Arbeit die technisierte Gesellschaft, der technisierte Mensch, die technisierte Kultur ist, plädiert Böhme für einen Verzicht auf eine scientific community mit engem und tradiertem Fachprofil, er plädiert für die Beibehaltung des Modells "von Kritik und Krise", weil darin allein die Chance dafür besteht, kulturelle Aspekte in

der Entwicklung von Gesellschaft und Natur zur Geltung zu bringen.

Es ist geplant, in den Oldenburger Universitätsreden weitere Diskussionsbeiträge zu dieser Problematik zu veröffentlichen.

Oldenburg, Dezember 1988

Prof. Dr. F. W. Busch

## MICHAEL DAXNER

### ZUR EINFÜHRUNG

Sehr geehrte Damen und Herren,

ich freue mich, daß Sie der Einladung des Fachbereiches Literatur- und Sprachwissenschaften der Universität Oldenburg gefolgt sind. Ich bedanke mich beim Dekan und den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Fachbereichs für die Organisation und Aufbereitungen im Fachbereich, und ich begrüße Herrn Kollegen Böhme aus Hamburg, dessen Festvortrag programmatischen Inhalt verspricht.

Lassen Sie mich zum Fachbereich 11 einige hochschul- und wissenschaftspolitische Ausführungen machen. Der Fachbereich ist aus einem Teilungsprozeß hervorgegangen, dessen andere Hälfte - der Fachbereich 2 mit Kunst und Musik, Kunstwissenschaft und Musikwissenschaft - vor einigen Monaten bereits sich der Öffentlichkeit präsentierte. Die Teilung ist gewiß nicht einfach das Resultat einer organisatorischen oder quantitativ begründeten pragmatischen Notwendigkeit gewesen, sie ist Ausdruck eines Ausdifferenzierungsprozesses, der im jeweiligen Bereich auf Zuwachs angelegt ist. In den Kulturwissenschaften ist dieser Zuwachs geradezu die Bedingung der Möglichkeit sinnvoller Hochschulentwicklung. Die Literatur- und Sprachwissenschaften haben sich in den letzten 20 Jahren stärker als zu irgendeinem anderen Zeitpunkt ihrer Geschichte zu den sensibelsten Reflektoren der gesellschaftlichen Diskurse entwickelt. Das Verhältnis von Sprach- und Definitionsmacht zu politischer und kultureller Herrschaft, Sprachen in der Konfrontation mit Computersprachen und künstlicher Intelligenz... all dies hat die soziale Dimension der

Philologien an den Universitäten nicht rückholbar deutlich gemacht.

Wenn heute an der Universität Oldenburg Germanistik und drei fremdsprachige Fachgebiete mit ihren Didaktiken vertreten sind, so können sie qualitativ durchaus als profiliert ausgewiesen gelten, die nötige Fächerbreite wollen wir uns in den nächsten Jahren noch hinzuerwerben. Eine der wichtigsten Aufgaben eines sprachwissenschaftlichen Fachbereiches ist es heute, jenseits von Akzeptanzwissenschaften die Universität aus der Vielfalt der sprachlichen und literarischen Kulturen aufzubauen bzw. zu erhalten. Ich sagte: jenseits der Akzeptanzwissenschaften. In der Diskussion um die Geisteswissenschaften ist es seit Jahren nicht unattraktiv, ihren Erhalt und ihre Bedeutung auf Exportprobleme und die im internationalen Wettbewerb notwendige Kenntnis fremder Kulturen zu konzentrieren. Sprachkonflikte sind Kulturkonflikte, die immer auch ein gewalttätiges Potential in sich bergen. An der wirtschaftsfördernden Funktion ist sicher auch etwas Richtiges, aber sie kann nicht der dominierende Aspekt einer wissenschaftlichen Struktur sein. Zur kulturpolitischen Perspektive der Sprach-, Literatur- und Medienwissenschaften gehört es, die Brüche in Tradition und gesellschaftlicher Entwicklung auf der Ebene von Text und Symbol zu verarbeiten und wiederum öffentlich zu machen. Daneben kann man 'nützlich' sein, aber es ist auch wichtig, als Archiv und Interpretationswerkstatt zu wirken.

Ich will mich nicht über das Grundsätzliche der Kulturwissenschaften verbreiten; Herr Kollege Böhme wird dazu Wichtiges beitragen. Für die Universität Oldenburg und damit für den Fachbereich 11 muß aber gelten: eine Universität ohne ein breites Spektrum in den Kulturwissenschaften ist keine Universität. So wie es wichtig ist, die Philosophie wieder aufzubauen, so wichtig ist es, das sprachliche, literarische, ethnographische und

---

anthropologische Spektrum zu erweitern; zugleich dürfen die Sozialwissenschaften nicht geschwächt werden. Nur unter dieser Bedingung ist es überhaupt möglich, den hohen und anerkannten Standard unserer Naturwissenschaften aufrechtzuerhalten und die besondere Spezialität dieser Universität, nämlich die Kooperation zwischen den beiden großen Bereichen, auf einer mehr als nur harmonisierenden Ebene weiterzuführen. Es widerstrebt mir, in das Pathos wissenschaftspolitischer Fensterreden zu verfallen, wenn wir zugleich in unserer kulturwissenschaftlichen Existenz durch kurzsichtige Sparmaßnahmen und Kürzungsabsichten der Landesregierung bedroht sind. Aber das Pathos wird genau durch diese Art der konzeptlosen Hochschulpolitik herausgefordert, denn ein wissenschaftliches Fachgebiet, das einmal vernichtet ist, kehrt niemals wieder - abgesehen davon, daß man in diesem Bereich kaum sparen kann. Und was die Nützlichkeit angeht: wenn sie in manchen Gebieten völlig zu Recht uns abverlangt wird, dann bedeutet dies für eine so der Strukturierung bedürftige Region wie die unsere, daß an dieser Universität wenigstens die Mehrzahl der EG-Sprachen eingerichtet werden muß, daß die Slawistik und die Niederlandistik ausgebaut werden müssen und daß den anglistischen und amerikanistischen Aktivitäten kein Abbruch geschieht. Die Germanistik mit ihren ausgeprägten Schwerpunkten ist ebenfalls eines der Fächer, die jenseits aller Konjunktur ihre Wirkung entfalten müssen.

Die defensive Position der Kulturwissenschaften kommt nicht von ungefähr. In der Bundesrepublik war es nach 1945 besonders schwierig, die gesellschaftlichen und kulturellen Traditionen zu brechen, wo man sie aus politischen Gründen gerne nur durch den Faschismus unterbrochen gesehen hätte. Erst heute kann das Bewußtsein sich präzise artikulieren, daß wir in diesem Land keine Vergangenheit und keine Tradition anders als auch durch die Vorgeschichte, Geschichte und Nachgeschichte des Nazi-Reiches verarbeiten können, wenn

wir Zukunft gestalten wollen. Davon sind auch die Wissenschaften nicht ausgenommen. Nicht nur für die Germanistik war es, um zu diesem Standpunkt zu kommen, unabdingbar zu fragen, ob sie nicht eine 'deutsche' Wissenschaft war - die Frage müssen sich alle wissenschaftlichen Disziplinen an deutschen Universitäten gefallen lassen. Mittlerweile haben wir gelernt, diesen Durchgang durch den Faschismus weder verschämt noch arrogant abwehrend kritisch und selbstkritisch zu verarbeiten. Das befreit nicht von Verantwortung, aber es hilft, ohne falsche Unbefangenheit gegenwärtige und zukünftige Aufgaben besser wahrzunehmen. Zu diesen Aufgaben gehört ohne Zweifel die aktive Rolle der Kulturwissenschaften in einer öffentlichen Kulturpolitik. Die politische Kultur dieses Landes steht im Augenblick in der Gefahr, durch einen emphatischen und gewollt 'postmodernen' Kulturanspruch die Dimension des Sozialen zu verdrängen, kaum daß sie in das allgemeine Bewußtsein gekommen ist. Dabei geht es nicht um eindimensionale sozialkritische Schwerpunktsetzung in der Kultur, sondern um die Verarbeitung der sozialen Not durch die Kulturwissenschaft. Wir folgen Bodo Marquardt nicht, wenn wir die Geisteswissenschaften zur Erklärung und Bewältigung der bereits eingetretenen Folgen des technisch-wissenschaftlichen Wandels vorrangig benutzen wollen, sondern wir sprechen ihnen eine Funktion zu, wonach sie künftigen sozialen Wandel, auch mit Technik und Naturwissenschaft, den Bedürfnissen der Menschen entsprechend vorbereitet und begleitet. Nicht den eingetretenen Wandel als irreversibel akzeptabel zu machen, sondern die Bilder vom richtigen und besseren Leben realistisch auf die Lebensbedingungen zurückzubinden - das ist ein Feld, aus dem Sprache und Literatur sich nicht zurückziehen dürfen. Dazu gehört für die wissenschaftlichen Disziplinen wenigstens dreierlei: zum einen das sorgfältige Registrieren eben der gesellschaftsstrukturierenden

---

Lebensbedingungen und ihrer Transformation in Text, einschließlich eines Archivierens, das über parteiliche Dokumentation hinausgeht; zum anderen die dauernde Einmischung in solche Verhältnisse, deren textliche Abbildung erst Strukturen offenlegt, die ansonsten nicht zu bemerken wären, also die wissenschaftliche Abwehr einer Manipulation durch die schlechte, d. h. verbesserungswürdige Realität; schließlich die Teilnahme an einem Prozeß der Vermehrung und Ausdifferenzierung von kulturellen Bedürfnissen, umso mehr, als es nicht primäre Aufgabe der Wissenschaft ist, die vorhandenen unmittelbar zu befriedigen. Nicht nur den Hunger nach Kultur zu stillen, sondern dieser Kultur selbst immer wieder Impulse zu geben, bedarf es nicht nur einer Kulturpolitik, sondern auch einer kompetenten Kulturwissenschaft. Dies wollen wir nicht bloß in der Forschung, sondern auch in unseren Absolventinnen und Absolventen wiedererkennen.

Meine Damen und Herren,

ich danke Ihnen noch einmal, daß Sie heute zu uns gekommen sind, um den neuen Fachbereich zu begrüßen und nachdenklich zu feiern. Sie setzen damit auch ein hochschulpolitisches und kulturpolitisches Zeichen. Wer an uns spart, verschwendet wissenschaftliche Phantasie und Leistungsfähigkeit und erstklassige Ausbildung zu Lasten der Region. Wer an der Region spart, kann für das Land Niedersachsen nicht den Titel 'Forschungsland' in Anspruch nehmen. Und so setzen wir unsere hochschulpolitische Kulturlandschaft dem entgegen.





## HARTMUT BÖHME

### *Über das gegenwärtige Selbstbewußtsein der Geisteswissenschaften*

#### 1. Geisteswissenschaften als Kompensation oder als Kritik?

An den Thesen Odo Marquards, Hermann Lübbes und anderer zu den Geisteswissenschaften kommt man heute nicht vorbei. Nicht nur, weil sie ein Symptom, der "geistig-moralischen Wende" sind, sondern weil in ihnen eine Verführung steckt. Geisteswissenschaftler leiden traditionell unter Minderwertigkeitskomplexen und reagieren auf jede Legitimationsanfrage wie Espenlaub. Die Verführung nun besteht darin: wir können uns wieder sehen lassen, wir sind wieder wer. Wir sind sogar unvermeidlich. Ohne unsere Arbeit wird die technische Zivilisation den Kältetod sterben. Die Naturwissenschaften selber, die unsere Gesellschaften zu technischen Apparaten verwandelt haben, erzwingen unmmittelbar Geisteswissenschaften: "challenge" und "response". Und warum? Weil industrielle Modernisierung Mängel erzeugt, die kompensiert werden müssen: Defizite an Farbigkeit in einer homogenisierten Welt; Defizite an Geschichten in einer 'entgeschichtlichten' Zivilisation; Defizite an Sinn in einer anomischen Gesellschaft. Kompensiert werden soll nicht durch Wissen, sondern durch Geschichten, durch vieldeutige Erzählungen gegen die Monomythie des technischen Fortschritts. Die Geisteswissenschaften erhalten ihre Würde dadurch, daß sie den notwendigen Reflex auf technisch-wissenschaftliche Modernisierung darstellen. Sie haben die durch Modernisierung mitproduzierten Misereen - so wörtlich - "aushaltbar" zu machen. Sie affirmieren die Modernisierung, die als solche

nicht in Frage steht, durch Einübung in Leidenstoleranz. Sie stabilisieren die technische und ökonomische Krisen- und Konfliktdynamik der modernen Gesellschaften durch kulturelle Gegengewichte, die wie in der alten Theodizee die Übel in der Welt ausbalancieren sollen.

Vor 20 Jahren hatten wir dies, anders beleuchtet, schon einmal. Damals wurde - in der Rezeption der älteren Frankfurter Schule - die "affirmative Kultur" (Marcuse) kritisch analysiert, die im Kapitalismus die Aufgabe habe, die Entfremdungen und Zumutungen der Industriegesellschaft zu verbrämen und ideologisch auszubalancieren. Analysen der Bewußtseins- und Kulturindustrie kamen zu dem Ergebnis, daß die Subsumtion der Kultur unter die hochorganisierten Produktions-Apparate nichts anderes als Kompensationen des gesellschaftlichen Leidens zum Ziel habe. Bei alledem war das Marxsche Wort über die Religion als Opium fürs Volk im Ohr; die Tröstung der irdischen Misere durch das imaginäre Gut: das war ja schon Kompensationstheorie, die den Zusammenhang von realen Defiziten und symbolischem Ausgleich erklärte. Nur war das kritisch gemeint. Und nun 20 Jahre später, soll dies die positive Bestimmung der Geisteswissenschaften sein? Kann ernst gemeint sein, daß Kulturvermittlung in der Nach-Moderne die säkularisierte Form von Religion ist, daß dem Staat, den Medien und dem Publikum die Geisteswissenschaftler als moderne Seelsorger angedient werden sollen?

Diese eigentümlichen Beförderungen des Geisteswissenschaftlers gehen auf einen Vortrag Joachim Ritters von 1961 zurück. Joachim Ritter stellt in seinem Aufsatz jedoch eine differenzierte und historisch entwickelte Reaktion auf die Universitätskrise dar, die zur Reform anstand. Der - man muß es so sagen - banalisierende Rückgriff Marquards auf Ritter hat dagegen andere Funktionen. Er heißt vor allem die Liquidierung aller Versuche nach 1968 zu einer kritischen Umformulierung der traditionell konservativen Gei-

---

steswissenschaften. Nun ist die Institutionalisierung kritischer Literaturwissenschaft oder Linguistik mindestens in dem Teil völlig gescheitert, in welchem eine politische Geisteswissenschaft gewollt war. Das lag gewiß zum kleineren Teil an falschen Kultur- oder Sprachkonzepten; das lag zum größeren Teil an politischen Fehleinschätzungen und an einem oft illusionären Selbstbewußtsein; das lag zum größten Teil aber daran, daß die gesellschaftliche Entwicklung demonstrierte, daß sie kritische Kultur und Wissenschaft allenfalls als marginale Ghettos dulden würde. Die 80er Jahre sind das Jahrzehnt der Renaissance wertaffirmativer Kultur und Kulturwissenschaft.

Marquard, Lübke und andere hüten sich vermutlich bewußt, keine Aussagen darüber zu machen, wie denn inhaltlich die Kompensation der Sinn-Defizite aussehen sollte. Sehr allgemein wird von Mängeln gesprochen, die die technische Moderne mit sich brächte. Sie sollen kompensiert werden. Kompensation heißt dabei, daß die Geisteswissenschaften ihre kritischen Funktionen aufzugeben haben. Man kann alles nehmen, was an theoretischen Erweiterungen der letzten zwanzig Jahre in unseren Fächern nicht gerade zu Ehren, aber immerhin zur Möglichkeit der Lehre und Veröffentlichung gekommen ist. Ich nenne die historische Psychoanalyse, die durch Freilegung des in der Kunst aufbewahrten Leidens an der industriellen Modernisierung eine Kritik derselben leistet. Ich nenne die Öffnung der Geisteswissenschaften für die inner- und außereuropäischen Volkskulturen, die in beispielloser Weise durch Modernisierungszwänge zerstört wurden. Ich nenne den Einzug der Massenmedien in unsere Fächergruppen, wo wenigstens versucht wurde, trotz der ramponierten Gestalt der Öffentlichkeit, ein kritisches Reflexionswissen aufzubauen. Ich nenne die kultur- und sogar die systemsoziologischen Ansätze, welche ein Bewußtsein für die klassendistinktiven Merkmale und die funktionalistischen Verflechtungen des literarischen Feldes schufen und damit zu

einer heilsamen Kritik des Autonomie-Fetischs beitragen. Ich nenne die (post-)strukturalistischen Ansätze, die zu einer Befreiung von den großen Narrationen der Kultur (das Subjekt, der Mensch, die Schrift, der Sinn) geführt haben. Ich nenne auch Untersuchungen zu den medien- und computertechnischen Innovationen, die das Ende der Gutenberg-Galaxis provozieren. Ich nenne die linguistischen und literaturwissenschaftlichen Anstrengungen, die Literatur und die Sprachen von Minderheiten und Ausgegrenzten zu entdecken: der sprachlos Gemachten, den Gehörlosen, solcher Gruppen die vom Maß der Standardsprache her scheinbar funktionsdefizitär, pathologisch, irr reden; die Sprachen auch der Gefangenen und Asylierten, der Kriminellen und Perversen, der 'Fremden im eigenen Land', der Kranken und Ausgeflippten. Ich nenne die Wendung der Geisteswissenschaften zur Zivilisationstheorie, die es ermöglichte, die Rolle des Verhaltens, der Sinne, der Körper, der Kleidung, der Sexualität, der Moral kritisch zu rekonstruieren. Ich nenne den linguistischen Beitrag zur Kommunikationstheorie und Verständigungspraxis der modernen Gesellschaft, der nicht entwickelt wurde, um akzeptanzfördernde Geschichten zu erzählen, sondern um die Erdrosselung der dialogischen Strukturen und die technische Durchdringung sozialer Kommunikationsprozesse besser verstehen und kritisieren zu lernen. Ich nenne die Arbeiten, die aus der Geschichte der Künste die Phantasmen eines Programms der Naturbeherrschung buchstabieren, dessen destruktive Folgen weder die Natur noch die in ihr wohnenden Lebewesen länger "aushalten" können - und besonders nicht durch Geschichten.

Es ist gewiß, daß ich hier nicht alles aufgezählt habe. Wie auch sicher ist, daß in den genannten Bereichen sich keineswegs schon ein neues Paradigma entwickelt hätte. Auch soll nicht behauptet werden, daß die Geisteswissenschaften den Modernisierungsdruck völlig begriffen und dem Tempo der naturwissenschaftlichen und sozialen Entwicklungen gewach-

---

sen wären. Auch wird man ohne weiteres zugeben, daß wir weit davon entfernt sind, eine theoretische Basis unserer Arbeit entwickelt zu haben, die es erlaubte, sich angemessen und souverän in den heterogenen Fachentwicklungen der letzten 20 Jahre zu bewegen. Unsere Wissenschaften sind nicht ein Schiff, das keinen rechten Kurs hat, sondern vielmehr haben wir das eine Schiff des Geistes, das immer ein Geisterschiff war, verlassen und wimmeln auf vielen, kleineren, relativ schnellen, auseinanderdriftenden Gefährten in den "Neuen Unübersichtlichkeiten" dahin. Ich meine aber, daß wir auf die Anstrengungen der letzten 20 Jahre mit einigem Selbstbewußtsein zurückblicken können. Es ist nicht zu wenig, sondern eher zuviel an Innovationen unternommen worden, und dem einzelnen Wissenschaftler fällt es zunehmend schwer, darin Übersicht, Gelassenheit und oft auch Schritt zu halten. Was wir aber überhaupt nicht nötig haben, ist eine Wissenschaft zur kulturellen Differenzierung der sozialen Eliten und eine Akzeptanzwissenschaft, die der Infusion der Massen mit kompensatorischen Geschichten am Tropf der großen technischen Medien dient. Völlig unbefragt bleibt dagegen die technische Entwicklung selbst und unbefragt, was die Ursachen für den enormen Kompensationsbedarf der hochtechnisierten Gesellschaften sind. Kurz gesagt: Die Geisteswissenschaften sollen das, was heute die Basis ist, die Techno-Zivilisation, in Ruhe lassen - aber ihre strukturellen Mängel kompensieren: das ist die klassische Funktion der Ideologie.

Ist diese politische Stoßrichtung derartiger pseudo-philosophischen Eingriffe durchsichtig, so nicht sogleich, welche Folgen dies für die Kultur selbst hat. Es bedarf jedoch nur eines Blickes auf die Geschichte der Literatur und Kunst, um das zu ermessen. Wenn Kompensation unsere Aufgabe wäre, was machten wir dann mit Kleist, Jean Paul, Hölderlin, was mit Faust II und den Wanderjahren, was mit Marquis de Sade, mit Heine und Baudelaire, mit Trakl und Heym und Kafka,

was mit Hubert Fichte oder Ingeborg Bachmann? Was machen wir mit den deutschen Jakobinern, der politischen Dichtung des Vormärz und der Weimarer Republik? Was mit den Piranesi und Füßli, mit Courbet und Van Gogh, mit Otto Dix, Paul Klee oder Francis Bacon? Wenn es heute etwas zu verteidigen gibt, so das, daß niemals wieder solche Künstler zu Figuren in Kompensationsgeschichten gemodelt werden können. Es erscheint mir unerträglich, daß diejenigen Wissenschaften, die in ihren dunkelsten Epochen die konsens- und sinnspengenden, widerständigen oder sperrigen Denker und Künstler gewaltsam umgedeutet oder ausgegrenzt haben, - daß diese Wissenschaften nunmehr ihre Gegenstände so vertreten sollen, daß dabei die Akzeptanzen mit den Strukturängeln unserer Geschichte erhöht werden.

Die moderne, ja die neuzeitliche ästhetische Kultur ist dadurch gekennzeichnet, daß sie tradierten Sinn zerstört; daß sie Konsens bricht, daß sie dem Sprachlosen zum Ausdruck verhilft; daß sie die Trauer, die Aggression, die mit nichts zu befriedigenden Wünsche beredt macht und am Leben hält; daß sie störend, fremdartig, manchmal erschreckend, manchmal in unersetzlicher Zartheit, darin immer widerständig und oblique spricht; daß sie die Blutspur der Geschichte nicht vergißt, die endlosen Tode und nicht nachlassenden Schmerzen; daß sie die Wunden des Nichtmenschlichen, der Natur und der Lebewesen spürbar macht; daß sie das Veralten des Menschen beklagt; daß sie ein Glück aus Tagen nirgendwann und Orten nirgendwo erzählt; daß sie das Unerträgliche und das Unmögliche nicht verleugnet -: konzentriert auf die Arbeit an der Sprache und der Form, am Unwiederholbaren und Einzigem, dabei die Unerreichbarkeit jeder, auch der ästhetischen Vollendung stets vor Augen. Diese Kunst der Moderne hatte nie kompensatorische Funktion - und die Wissenschaften, die jene zu vertreten haben, auf Kompensation festzulegen, hieße eine Form struktureller Zensur. Wenn es eine Verantwortung der Gei-

---

steswissenschaften vor ihrem Gegenstand gibt, so die, mit Selbstbewußtsein Anwalt jener kritischen Traditionen zu sein, die in der Kunst der Moderne entwickelt wurden und gerade in der quälenden Negation der ohnehin mächtigeren Kompensationsgeschichten bestanden.

## 2. Wirkliche Aufgaben und falsche Abhängigkeiten der Geisteswissenschaften.

Ich will hier nicht sprechen über die Unselbständigkeit, in der unsere Wissenschaften dadurch stehen, daß sie von Staats- und Forschungshaushalten, vom Beamtengesetz, von der Bürokratie der Wissenschaftsbehörden abhängen - das ist bei allen Wissenschaften so. Und sind sie nicht abhängig von staatlichen Steuerungsinstanzen, so von industriellen oder militärischen; und diese sind keineswegs freier, sondern härter und binden Wissenschaftler in viel massivere Abhängigkeiten als den Kulturwissenschaftler.

Ich will die Unselbständigkeit der Kulturwissenschaften dort umreißen, wo sie, die eigenständige Paradigmen nie entwickelt haben, durch Übernahmen von bestimmten Philosophien eben auch deren Mängel miterbten. Ich tue dies in der Annahme, daß Kulturwissenschaften, die zu bestimmten Krisenmomenten der wissenschaftlich-technischen Zivilisation keine eigenen Beiträge entwickeln, jenseits von musealen Funktionen auch keine Legitimation besitzen. Hier ist Marquard und Lübbe recht zu geben: die Legitimität der Kulturwissenschaften erweist sich durch die Qualität, mit der sie ihre mögliche Rolle in der technischen Moderne ausfüllen. Die Dimensionen, in denen hier Beiträge von den Kulturwissenschaften zu verlangen wären, sind dabei - sehr allgemein - folgende: (1) Die anthropologische Dimension: weil die unauflösliche Symbiose von Mensch und Maschine gegenüber allen vorangegangenen Kulturen das eigentlich Neue der Moderne ist; weil tendenziell der Mensch heute technisch



reproduzierbar zu werden scheint, ist es eine der wesentlichen Herausforderungen der Humanwissenschaften, eine historische, die technischen Umwälzungen des Humanen mitbedenkende Anthropologie zu entwickeln. (2) Die naturphilosophische Ebene: da die Moderne sich von allen traditionellen Gesellschaften dadurch unterscheidet, daß sie die Natur nicht als "Schranke und Grenze" (Hegel), sondern als Projekt setzt; da Natur also wesentlich zum Artefakt geworden ist, bedarf die technische Einrichtung der Erde einer historisch und philosophisch fundierten Philosophie der Natur. Zu dieser gehört die Ästhetik und Semiotik der Natur hinzu. (3) Die ethische Ebene: da die technische Zivilisation die Handlungs- und Entscheidungsstrukturen weitgehend an die Logik technischer Prozesse gebunden hat, bedürfen die Kulturwissenschaften einer Revision ihrer subjektzentrierten Basisannahmen über soziale und kommunikative Prozesse, um der Tatsache der technischen Durchdringung der Gesellschaften gerecht zu werden. (4) Die imaginäre Ebene: da das Projekt der Moderne seiner ihm einwohnenden Phantasmen nicht inne ist und darum der Aufklärung über sich selbst bedarf; da die Modellierung der triebgebundenen und imaginären Potentiale der Menschen heute weitgehend nicht mehr über die klassischen Sozialisationsinstanzen (Familie, sprachliche Traditionen, Schule), sondern über technische Maschinen und Medien erfolgt; da ferner zwischen dem technischen Handeln und der gesellschaftlichen Urteilskraft das von G. Anders sog. prometheische Gefälle herrscht -: weil dies so ist, haben die Kulturwissenschaft die Geschichte und Funktionen der technisch modellierten Phantasmen, der (Trieb- und)Wunschpotentiale und der imaginären Systeme neu zu entwickeln. (5) Die Ebene der Zeichensysteme: die modernisierten Gesellschaften haben die Tradition der metaphysischen Zeichentheorien kritisch aufgelöst; doch auch die neueren Konventionalitätstheorien sprachlich vermittelter Zeichen werden marginalisiert, indem die Produktion und

---

Rezeption von natürlichen, dinglichen, sprachlichen, bildlichen, digitalen Zeichen tendenziell an die Codierungs- und Decodierungsstrukturen hochtechnologischer Zeichensysteme gebunden werden. Darum bedürfen die Kulturwissenschaften einer systematischen Erarbeitung von Kultursemiotiken traditionaler und technologischer Provenienz und ihres Verhältnisses zueinander. (6) Die Dimension des Anderen: Wenn es richtig ist, daß moderne Gesellschaften einen mächtigen Zug zur destruktiven Homogenisierung des Vielen und Verschiedenen haben, was mit A. Kluge als Angriff der Gegenwart auf alle anderen Zeiten verstanden werden kann; wenn dies heißt, daß vielfältige Systeme der Ausgrenzung, Zerstörung, Kontrolle und Modellierung das Verhältnis der eigenen (modernen) zur fremden (anderen) Kultur bestimmt; wenn das Verhältnis der herrschenden Kultur zu regionalen, traditionellen, sozialen Subkulturen ebenso wie das Verhältnis des Rationalitäts-Subjekts zu seinem Anderen weitgehend destruktiv geworden ist: dann bedürfen die Kulturwissenschaften einer historischen Aufarbeitung aller jener Kulturpraktiken, Seinsformen, Naturanteile, Symbolwelten, die der Modernisierung zum Opfer gebracht wurden und als Kosten der Vernunft die Bilanz der Moderne auf eine zunehmend ruinösere Weise belasten.

Für diese Aufgaben haben die von der Philosophie abhängigen Kulturwissenschaften einfach zu wenig geleistet. Noch immer nämlich gilt: sind die Philosophien defizitär, so auch die Geisteswissenschaften. Nach der Phänomenologie und dem Existenzialismus in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts - beides extrem anthropozentrische Philosophien - dominierten nach 1960 Wissenschaftstheorie sowie, im Zeichen des linguistic turn, sprachanalytische Philosophie. Sprache wurde also erst zum Zentrum der philosophischen Reflexion (was sie hätte seit Herder sein können), als das Ende der Gutenberg-Galaxis sich abzuzeichnen begann: ein Zuspätkommen, das

zum Einholen der Vergangenheit, nicht aber zur Besichtigung der Gegenwart ausreicht.

In der kritischen Ethik und Kommunikationstheorie wurde Natur so wenig ein Thema wie Technik. Technik und Wissenschaft wurden als Ideologie kritisiert, nicht als materiell gewordene Kräfte der Naturzerstörung. Ethik verstand sich als Grundlegung der Handlungsregulierung zwischen Menschen, nicht zwischen Mensch und Natur. Kommunikationstheorie war ein Entwurf sprachlich vermittelter Intersubjektivität; ausgeblendet blieb, was nicht Subjekt ist, das Menschensprache spricht - also Lebewesen überhaupt und Dinge zumal. Dies ist, wird man bemerkt haben, skeptisch zu Habermas gesprochen. Seiner Theorie der kommunikativen Kompetenz ist nicht vorzuhalten, daß sie falsch ist, sondern daß sie verspätet ist. Es werden wichtige Dimensionen ausgeblendet, um die Idee der kommunikativen Kompetenz als kritische Theorie der hypermodernisierten Gesellschaften anzubieten. Gerade das ist sie nicht.

Habermas perspektiviert Gesellschaft, wie bekannt ist, in der Dichotomie von System und Lebenswelt, in Außenperspektive also einmal, und in Teilnehmerperspektive zum anderen. Auf der Systemebene geht es um Steuerungsprozesse der Systemintegration, wobei hier die Technik gegenüber den heutzutage eher überholten Integrationssystemen Geld und politische Macht erstaunlich unterbelichtet bleibt. Auf der Systemebene aber ist die Technik längst aus dem Status eines Subsystems herausgerückt, wo es um rationale Organisierung von Mitteln zu gegebenen Zwecken geht. Technik bildet die Superstruktur der Gesellschaft, oder anders gesagt: Technik bestimmt die Sozialstruktur, sie formiert auch jene Bereiche, die nicht produktive Arbeit sind, also das gesellschaftliche Leben, den Staat, die Kommunikation, die Kultur, den Verkehr, die Verwaltung, usw. In der Lebenswelt nun soll - nach Habermas - die Sozialintegration durch intersubjektive Kommunikation reguliert werden, d.h. im Sinne einer

---

Sozialethik, die sich als sprachlich vermittelte Handlungskoordination zwischen Subjekten versteht. Dies funktioniert jedoch höchstens noch an peripheren Zonen der Gesellschaft, in lokalen Bereichen oder in Subkulturen. Die Sozialintegration läuft heute aber eher als technische Telekommunikation, nicht als dialogisch vermittelte Intersubjektivität. Öffentlichkeit, auf die hin die kommunikative Kompetenz entworfen ist, hat sich, wie Negt/Kluge schon 1972 gezeigt haben, als funktionierendes System des symbolischen Austauschs zwischen Subjekten längst aufgelöst. An der Gesellschaft partizipiert heute niemand mehr als kommunikatives Subjekt, d.h. nicht über lebensweltliche Einbettungen, sondern über technische Codes, Verkoppelungen und Anschlüsse. Integriert wird der Mensch nicht über das lebensweltliche Reale, sondern das Imaginäre, das seinerseits zeichentechnologisch organisiert ist. Darin ist zu Recht ein Zug zur Phantomisierung der symbolisch vermittelten Kommunikation ausgemacht worden. Das sog. kommunikativ kompetente Subjekt bildet so eine theoretische Idealfolie, während es praktisch eine Marginalität ist. Gegenüber der einzig bedeutsamen Form, in der das Subjekt heute noch vorkommt, nämlich als Schnitt- und Schaltstelle technischer Telekommunikation, also eben als Subjekt gar nicht mehr -: gegenüber dieser systematischen Auslöschung von Identität ist das klassische Subjekt auf den Status des eigentümlichen, besonders, eigenen, fremden Menschen gerutscht. In diesem Sinn eigentümlich scheint die Habermassche Theorie der kommunikativen Kompetenz zu sein.

### 3. Natur und Technik als Herausforderungen der Geisteswissenschaften.

Gesellschaft also kann nur als Techno-Gesellschaft angemessen analysiert und dargestellt werden. Natur soll eine historische Technonatur meinen. In dieser Technonatur tritt das, was für die Griechen *physis* ist (dasjenige, was von sich aus da ist, und etwas existieren läßt als das, was vorher schon da war), mit *poiesis* zusammen, nämlich mit dem, was für ein anderes Ursache ist, aus dem Nichtsein ins Sein zu treten. Dies ist die Grundlage aller Technik, der *hexis poietiké*, des schöpferischen logozentrischen Habitus. Natur soll in diesem Verständnis als das historisch Zusammengesetzte und Weiterzuentwickelnde von *physis* und *poiesis* sein. Beides nämlich erst bildet den Begriff der Natur als gleichbleibender wie zugleich sich verändernder und zu verändernder Lebensraum von Lebewesen überhaupt. Bereits in den traditionellen Gesellschaften war Gott ein Bildhauer, Maler, Geometer, Konstrukteur, Uhrmacher, Maschinenbaumeister, Alchemist, usw. - und wäre heute vielleicht Gen-Techniker und Informatiker. Diese Schöpfungs-Metapher verdeutlichen, daß in der europäischen Geschichte die geschaffene Natur, trotz ihres Ursprunghaften, als Artefakt verstanden wurde. Das Schaffen, Zeugen oder Herstellen der Natur verweist darauf, daß diese von alters her anthropozentrisch, d.h. in Aktionsschemata gedacht wurde, die dem Menschen aus seiner Praxis bekannt sind. Gegen diesen Anthropozentrismus will ich nichts einwenden; im Gegenteil erleichtert er die Einsicht, daß das Verhältnis des Menschen zur Natur zuerst ein schöpferisches ist: er arbeitet, zeugt, schafft in, mit und an Natur. Nach dem Tod Gottes (Nietzsche) und dem Verlöschen der idealisierten Selbst-Bilder des Menschen, bleibt jedenfalls die Struktur erhalten, daß die Natur für uns ein Artefakt ist oder werden soll. Die Frage nur ist, wie die Bilder und Prinzipien aussehen können, die im Zeitalter nach Gottes Tod

---

die Arbeit an der Natur anleiten könnten. Dazu haben die Kutturwissenschaft einen schöpferischen Beitrag zu leisten.

Der junge Marx hatte bekanntlich von einem doppelten Entwicklungsziel der Geschichte gesprochen: von der Humanisierung der Natur und der Naturalisierung des Menschen. Unter dem Bann des Industrialismus und des Produktivitätsbegriffs arbeitete Marx dann jedoch diese beiden Seiten nicht gleichrangig aus. Er hatte zu sehr auf die befreiende Kraft der Arbeit vertraut und nicht hinreichend beachtet, daß den konstruktiven Dimensionen von Arbeit systematisch destruktive eingebaut sind. Destruktive Arbeit hatte Marx, z.B. als Verhuzung der Körper der Arbeiter, zu schnell nur als Systemfehler kapitalistischer Wirtschaftsweise verbucht. Die Destruktion der Natur spielte für ihn kaum eine Rolle - d.h. unausgesprochen setzte er auf eine unbegrenzte Belastbarkeit der Natur, die eine unlimitierte technologische Entwicklung verkraften würde. Das entspricht den in der Aufklärung entwickelten und dann um 1850 in der Nationalökonomie mit ihm konkurrierenden Modellen von Arbeit und Technik.

Diese Arbeitsmodelle enthielten sämtlich eine Zentrierung des Menschseins auf produktive Arbeit (Lohnarbeit), in deren Dienst jede psychosoziale, moralische und körperliche Modellierung der Subjekte geboten war. Heute sehen wir, daß die Festlegung des Menschseins auf produktive Arbeit enorme destruktive Folgen an Leib und Leben der realen Subjekte zur Folge hat. Die menschliche Natur läßt sich nicht beliebig stilisieren, nicht jedenfalls ohne erhebliche Kosten, die unterdessen, im Blick auf den Gesamtumfang der Reparaturmedizin, die Grenze der erwirtschafteten Werte erreicht hat.

Des weiteren ist dort, wo die Arbeit die Form der verwissenschaftlichten, industriellen Kriegsarbeit angenommen hat, die unvorstellbare Größe von mehreren hundert Millionen Toten

in diesem Jahrhundert erreicht; das sind vermutlich mehr, als in allen Kriegen seit Christi Geburt bis 1900 abgeschlachtet wurden. In einer direkten und indirekten Weise ist Arbeit Tötungsarbeit: an Menschen nicht nur, sondern auch an Tieren und Pflanzen. Da wir die Gewinner dieser Arbeit sind, d.h. uns die produktiven Seiten der Arbeit aneignen, fällt es schwer anzuerkennen, daß systematische Tötung und systematische Verelendung von Menschen und Lebewesen der Preis unseres Wohlergehens ist. Das mag entscheidend damit zusammenhängen, was ich mit Günther Anders das prometheische Gefälle nannte. Er diagnostizierte schon vor drei Jahrzehnten, daß zwischen der hochentwickelten Kompetenz, mit Hilfe von Wissenschaft und Technik zu produzieren, und der Fähigkeit, uns vorzustellen, was wir damit eigentlich tun, eine systematische Kluft bestünde, ein Gefälle zwischen dem prometheisch erfindenden und den empfindenden Ebenen des Dasein. Die moderne Form der Arbeit, die hochtechnifizierte Arbeit also, überbietet nach G. Anders das anthropologische Maß der ethischen Phantasie. Die Abstraktion der destruktiven Arbeit ist so weit fortgeschritten, daß der Mensch mit dem Gang seiner Produkte nicht mehr Schritt hielt. Der Mensch sei antiquiert. Dieses Aushaken des Menschen, insofern er als ethisch entscheidendes, vorstellendes, empfindendes und bedeutungsrealisierendes Lebewesen verstanden wird, dieses Aushaken aus den technischen Systemen schließt den kalten Tod, den unvorstellbaren Tod ein. Die industrielle Verfaßtheit der Arbeit als kalte Maschinerie des Todes ist im 1. Weltkrieg endgültig in die Geschichte getreten. Das besagt, daß es für das System der Arbeit auf den genetisch und kulturell überlieferten Typ von Menschsein nicht mehr ankommt. Damit ist aber der Marxsche Gedanke der Naturalisierung des Menschen obsolet. In der Arbeit wird nicht der Mensch und schon gar nicht seine Natur realisiert, sondern wir sind dabei, ihn durch neue Stufen der Artifizierung abzulösen. Systematisch wird nach dem

---

Ausstieg aus der Evolution gesucht, in der einen historisch zu erarbeitenden Platz zu finden ja das Ziel einer Naturalisierung des Menschen durch Arbeit wäre. Natur ist weder Ziel, noch Grenze, noch Bedingung, noch Grundlage dessen, was an den avanciertesten Grenzen heutiger Technik versucht wird. Dies hat noch nicht absehbare Folgen für das anthropologische Gefüge unserer Kultur. Die Kulturwissenschaften haben sich auf diese Fragen einzustellen, d.h. sich auf die Höhe der technologischen Entwicklung ebenso zu bringen wie aus ihrer eigenen Geschichte eine historische Anthropologie zu entwickeln, die als kritisches Regulativ für die gegenwärtigen, nur scheinbar technischen, in Wahrheit prinzipiellen Entscheidungen über das Bild des Menschen funktionieren könnten.

#### 4. Melancholie und Zukunft der Geisteswissenschaften.

Es scheint, als ob in der Geschichte der Arbeit, im Schein größter Fülle und lebendiger Produktivität, das Projekt eines stillen Mordes realisiert würde. Geistesgeschichtlich hieße das, daß wir ergriffen würden von den vanitas-Allegorien des Barock, die nicht dort am eindrucksvollsten sind, wo melancholische Philosophen in Trümmerlandschaften am Ende aller Dinge nachsinnen. Genauer sind jene finalen Stilleben, auf denen inmitten rauschhafter Steigerung der schönen Produkte und der exotischen Trophäen, wo inmitten kunstvoller Pokale, wertvollen Schmucks, herrlicher Schmiedearbeit, wissenschaftlicher Instrumente, inmitten köstlicher Trouvaillen aus fernen Ländern, Zitronen, Melonen, seltener Schneckenhäuser, Pfauen, Artischocken - eine Seifenblase blinkt, die zerplatzen wird, ein Glaskelch zerbrochen ist, eine Kerze zu Ende brennt, eine Blume verwelkt, ein Totenschädel auf einem geschlossenen Buch ruht: Glanz des Lebens erodiert von der stillen Mortifikation, die alle Schönheit, allen Glanz, alles Können und alle Macht, die sich in den



exotischen Repräsentationen des Kolonialismus und der technischen Kunst ausdrücken, von innen her bezaubert: alles ist tot. An den schönen Dingen selbst haftet der stumme Schmerz des Verfalls und des Todesbanns, vollzieht sich die Rückverwandlung der historisch kraftvollen Impulse menschlicher Herrschaft in Naturgeschichte, die nur noch als *nature morte* verstanden wird, nicht mehr als lebendig schaffende Natur, *natura naturans*. Die Metaphysik des Barock erlaubte noch das Einrücken der *facies hippocratica* in die Bilder der Macht und Pracht menschlicher Schöpfung, weil die todesverfallene Schönheit der Dinge noch überwölbt war von der ewigen Sphäre, auf die jedes Todesemblem verweist. Solche Bilder und solches Denken sind verbraucht, nicht aber die Sache - und die ist radikaler geworden. Die Geschichte der mit allen Zeichen des Reichtums gesegneten Todesarbeit läuft ohne jeden metaphysischen Bezug und ist fortführbar nur noch durch ihre Verbannung ins Unerhörte, Ungefühlte, Unsichtbare. Alles andere wäre nackte Angst, Schauer vor sich selbst, Schock und herzerreißender Schmerz: das Unerträgliche unaufhörlich - und das geht nicht, aber es wird, was jeder wissen kann, gemacht.

Vor solchem Hintergrund ist es nicht einfach, aus der Geschichte der Produktion und der Produkte Prinzipien abzuleiten, die die Kulturwissenschaften anleiten könnten. Prinzipien klingen immer, als stünde hinter ihnen große Kraft; davon ist aber keine Rede. Prinzipien aufstellen ist vor allem ein Indiz der Ohnmacht. Kulturwissenschaften haben aus der Position des Peripheren und der Minderheit ihr Selbstbewußtsein zu entwickeln.

Negativ gesprochen, sind Geisteswissenschaften als Kompensation von Modernisierung völlig überflüssig, weil dies die technischen Medien ohnehin massenhaft tun und besser als wir. Lebensweltlich und kulturell differenziertes Wissen ist in unserer Gesellschaft eine Sekundärtugend bzw. ein Minderheitenmerkmal. Geisteswissenschaften erzeugen keine

---

'kulturellen Produkte', für die Nachfrage besteht, keine Geschichten, sondern Wissen, keine Funktionseelite, sondern gebildete Subjekte, die im Übertritt in die außeruniversitäre Gesellschaft zumeist nachsozialisiert werden müssen. Das kann auch so bleiben, wenn es als Chance genutzt wird.

Zumeist aber ist ein Professor der Literatur ein falscher Herr, der sich und andere darüber täuscht. Er hat das Bewußtsein des Falschen, Angemaßten, Unselbständigen und auch Hochstaplerischen - mit der eingebauten Angst, entlarvt und erwischt zu werden. Das hängt auch damit zusammen, daß die Geisteswissenschaften nicht unmittelbar Dinge und Praktiken bearbeiten, sondern sich nur vermittelt über die Texte anderer, die ihrerseits nicht praktisch, sondern symbolisch arbeiten, auf Realität beziehen. Diese Unselbständigkeit und Abhängigkeit werden die Geisteswissenschaften nicht los.

Des weiteren gelten die Texte der anderen, die unsere Objekte sind, mehr als die Produkte, die wir über diese herstellen. Das ist der Sekundärstatus unserer Texte, der eigentlich ein Tertiärstatus ist - so daß eine doppelte Unselbständigkeit verarbeitet werden muß: die gegenüber den Texten, die gegenüber den Dingen.

Alle Versuche, dieser Unselbständigkeit zu entkommen, müssen fehlschlagen. Der Versuch etwa, den Sekundärtext als solchen aufzuheben und, in seiner Form, ihn zu einem Text neben dem Text, auf den er sich bezieht, zu erheben, wird allermeist mißlingen. Das ist der Versuch Benjamins gewesen, geglückt durch die Originalität seiner intellektuellen und stilistischen Brillanz. Aber er ist nicht als Methode verallgemeinbar. Die Benjaminsche Autonomisierung von Kommentar und Kritik gegenüber dem Primärtext ist der Versuch, der Position unselbständiger Nachzeitigkeit zu entkommen. Das Gelingen davon macht die Benjaminschen Texte gerade unwiederholbar. Deswegen sind sie für die Konstitution von Wissenschaft kaum hilfreich, wenn denn diese durch

Wiederholbarkeit ihrer Operationen gekennzeichnet ist. Darin, daß hegelianisch gesprochen, die Benjaminschen Kommentartexte Selbstbewußtsein für sich sind, d.h. in sich zurückgekehrte, selbständige Texte, sind sie gerade nicht imitierbar. Die Affirmation und Nachahmung solcher Versuche in der Literaturwissenschaft ist als Entlehnung fremden Selbstbewußtseins zu verstehen, als Entliehenes und Unselbständiges, wodurch das Selbstbewußtsein des Wissenschaftlers gerade nicht ein eigenes wird, sondern ein Zentrum im Anderen hat und deswegen weder Ruhe noch Offenheit enthält, sondern Hermetismus und Angst. Bewegungen dieser Art, z.B. auch in den imitatorischen Übernahmen poststrukturalistischer Stilistik, haben wir heute zu viele. Sie führen zu internen Gruppenbildungen und unterstützen ungewollt die in der Literaturwissenschaft ohnehin abstoßende Tendenz der Selbstermächtigung des Sekundärtextes gegenüber dem Kunstwerk.

Ich meine, daß die Geisteswissenschaft sich von sich selber abwenden sollte, nicht aber von den in ihnen bewegten historischen Problemen. Wir sollten darauf verzichten, eine scientific community mit tradierten Fachprofilen zu bilden, die im wesentlichen ihre eigene Reproduktion im Auge hat. Die relative Freiheit in der Definition und Wahl unserer Gegenstände, der Richtung unseres Fragens, der Schwerpunkte unserer Forschung ist als Privileg zu nutzen, aber nicht für uns. Das Modell, das in den letzten 20 Jahren im wesentlichen die Entwicklung bestimmt hat, das Modell nämlich von Kritik und Krise (R. Kosellek), ist beizubehalten. Wenn überhaupt eine Chance dafür besteht, kulturelle Aspekte in der Entwicklung von Gesellschaft und Natur zur Geltung zu bringen - man darf skeptisch sein -, dann gewiß nicht durch eine Kompensationstheorie, sondern durch Perspektiven, in denen wir versuchen, der Dialektik der Moderne standzuhalten, die am Ende des 18. Jahrhunderts einsetzte. Das erfordert vielleicht ein Maß von Engagement, das bei weitem

---

übersteigt, was nach 1968 als politische Programmatik entwickelt wurde.

Der Hauptgegenstand auch der kulturwissenschaftlichen Arbeit ist die technisierte Gesellschaft, der technisierte Mensch, die technisierte Kultur, die Technonatur. Der Technik-Prozeß ist, wenn man Giovanni Pico della Mirandola, Francis Bacon und Descartes als historischen Einsatz nimmt, einige Jahrhunderte alt. Über die Dynamiken dieses Prozesses haben wir, von unseren Gegenständen her, Aufschluß zu geben. Es ist nicht wahr, daß Sprache und Kunst, Literatur und symbolische Praktiken an diesem Prozeß unbeteiligt oder von ihm unberührt gewesen wären. Eine Unzahl von Konzepten, Phantasien, Symbolwelten, Praktiken des ästhetischen und kulturellen Umgangs der Menschen mit sich und mit Natur sind dabei untergegangen - nicht etwa, weil sie keine Geltung zu beanspruchen gehabt hätten, sondern weil sie auf der Verliererseite des technischen Fortschritts standen. Wenn es richtig ist, daß wir uns heute, hinsichtlich der Naturwissenschaften und Techniken, in einem Umbruch befinden, so rührt dieser aus mindestens zwei Quellen: aus einer Legitimationskrise angesichts der technisch erzeugten Natur- und Gesellschaftszerstörung einerseits und andererseits aus den Strukturveränderungen der ins Zentrum gerückten Informations- und biochemischen Technologien. Diese Situation ist klassisch die von Kritik und Krise. Die Aufgabe der historischen Kulturwissenschaften wäre dabei die Erinnerung an die Geschichte der Kosten und verlorenen Chancen, an die Katastrophen und die Auswege, an die soziokulturellen, sprachlichen und ästhetischen Folgen der wissenschaftlich-technischen Revolutionen. Es ist die Aufgabe, die unabgeholzten Potentiale des Vergangenen ebenso in Erinnerung zu bringen wie die unterlegenen Kritiken und Widerstände gegen den mainstream der Moderne.

In unseren Wissenschaften sehe ich hier gewaltige Möglichkeiten historischer Rekonstruktion und Spurensicherung - weder als philologisches Glasperlenspiel noch als historische Musealisierung noch als Kultur der Bejahung. Es geht um die Wahrung der - vielleicht schon vergangenen, vielleicht verspäteten - Chancen auf eine ästhetische und zugleich technische Einrichtung der Erde, die den Bedürfnissen und Rechten des Lebendigen entspricht.

Dafür sind die Fachdisziplinen und die in ihnen entwickelten Methodiken, damit ist aber auch das tradierte Profil der Geisteswissenschaften im wesentlichen obsolet. Was wir benötigen, ist eine interdisziplinäre Kulturwissenschaft mit offenen Augen für die Geschichte der technischen Welt. Vielleicht müssen wir selber noch begreifen lernen, daß in der Geschichte der Kulturen und Künste und in den Konfigurationen, die sie mit den Wissenschaften und Techniken gebildet haben, eine unterschätzte Kraft der Kritik und Aktualität liegt.

*Der Autor*

**BÖHME, HARTMUT (1944)**

Professor für Neuere deutsche Literatur an der Universität Hamburg.

Studium der Germanistik, Philosophie und Ev. Theologie

Buchveröffentlichungen:

Anomie und Entfremdung, Literatursoziologische Untersuchungen zu Robert Musil, 1974. - (Zus. mit Jan Berg u.a.): Sozialgeschichte der deutschen Literatur von 1918 bis zur Gegenwart, 1981. - (Zus. mit Gernot Böhme): Das Andere der Vernunft. Zur Entwicklung von Rationalitätsstrukturen am Beispiel Kants, 1983. - Natur und Subjekt, 1988. - Albrecht Dürer: Melencolia I. Im Labyrinth der Deutung, 1988. - (Hg.): Zur Kulturgeschichte des Wassers, 1988.